

Erinnerungen
an unsere Mütter



Mutter! Fast zittert mir die ungewohnte Hand, nun ich daran gehen will, meinen lange gehegten Plan auszuführen und Dein liebes Bild mit wenig Strichen zu zeichnen. Schon mehr als sechs Jahre sind vergangen, seit Du unserem lieblichen Auge entschwunden bist, einige Tage nachdem wir Dich zur ewigen Ruhe bestattet hatten, ich weiß noch wohl, es war an einem Sonntagmorgen, da stand plötzlich der Gedanke in mir auf, alle Erinnerungen, die mit Dir verknüpft sind, aufzuzeichnen. Nicht für mich selbst, denn mein Wesen war von jeher so fest in dem Deinen verankert, daß der Tod uns keine Gewalt antun konnte. Deine Gestalt lebt in meinem Geiste fort, und ich fürchte nicht, daß diese Gemeinschaft jemals aufhören wird, so lange Atem in mir ist. Aber für meine Kinder möchte ich diese Erinnerungen sammeln, damit sie ein bestimmtes Bild von Dir vor Augen haben. Und nun, da in wenigen Monaten unser Aeltester, den Du auf Deinen Armen noch zur Taufe gebracht hast, durch die Konfirmation in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen werden soll, nun will ich ans Werk gehen und diese Worte des Gedenkens aufzeichnen. Ich weiß wie Du Dein kleines Enkel- und Patenkind in Dein liebevolles Herz geschlossen hattest; jetzt, da er bald die Kinderschuhe ausziehen und ins Leben hinaustreten wird, möchte ich das Andenken an Dich in seinem Herzen wieder neu beleben, damit Du als sein Schutzgeist ihm zur Seite stehen und ihn vor allen Gefahren bewahren mögest. — Ich weiß wohl, wie schwer es ist, mein Vorhaben so auszuführen, wie es mir vor Augen schwebt; ich weiß auch, daß das Schönste, was mir von Dir bleibt, einem Dufte gleicht, der zerflattert, wenn man mit schwerfälligen Worten daran rühren will. Doch gebe ich mich ruhig dem Gedanken hin, daß nur kindliche Liebe und Treue mir den Griffel führen werden; ist er auch zu schwach und ungewohnt, um Dein Bild mit allen Deinen Zügen richtig wiederzugeben, so wird doch die Anhänglichkeit ans liebe Großmütterlein, die auch in den Herzen meiner Kinder wohnt, das aus diesen Zeilen herauszulesen vermögen, was ihnen den größten Wert gibt, das Bibelwort, das Du mit Deinem Leben und Sterben verwirklicht hast: Die Liebe höret nimmer auf!

Unsere Mutter, Marie Elisabeth Haggemacher, wurde als zweites Kind des Gerbers Jakob Haggemacher von Winterthur und seiner Ehefrau Susanna Kübler von Wiesendangen am 16. Februar 1840 in Winterthur geboren. Ihr väterliches Haus stand an der damaligen Hinter-, jetzt Steinberggasse. Noch deutlich erinnere ich mich der weitläufigen Stadtwohnung, die aus Vorder- und Hinterhaus bestand; im Erdgeschoß neben der Haustüre war in früheren Zeiten noch der Laden, wo die gegerbten Häute direkt an die Schuhmacher verkauft wurden. Daneben muß sich noch ein Geläß befunden haben, wo diese Häute aufbewahrt wurden; ich weiß nur, wie Mutter mir erzählte, daß sich dort Ratten und Mäuse tummelten und daß einmal, als ihr Bruder Fritz wegen eines Vergehens dort eingesperrt worden war, sie schluchzend ihren strengen Vater um Vergebung für ihn bat, da sie fürchtete, daß der arme Gefangene von den Tieren angefressen werden könnte. Dieser älteste Bruder Fritz war ihr bester Gefährte unter den sieben Geschwistern, die sich im Laufe der Zeit einstellten, er blieb es auch bis zu seinem frühen Tod, der ein großer Verlust für sie bedeutete.

Aus den allerersten Lebensjahren wußte Mutter natürlicherweise wenig zu erzählen, es war damals noch nicht Sitte wie heute, daß die jungen Mütter Buch führten über jedes Ereignis im Leben ihres Kindes, wie z. B. das erste Lächeln, das Erscheinen des ersten Zahns, der erste Schritt usw. Dazu war Großmutter Haggemacher viel zu beschäftigt in ihrem großen Haushalt, wo außer den Familiengliedern auch noch die Gerbergesellen ihre Unterkunft und Verpflegung fanden. Ich weiß nur, daß Großmutter ihre acht Kinder trotz der vielen Arbeit und Inanspruchnahme selbst gestillt hat. Und unserer Mutter muß diese natürlichste aller Kindernahrungen sehr gut bekommen sein, denn aus dem zarten, kleinen Kinde entwickelte sich ein gesunder, kräftiger Mensch, der gegen die vielen Krankheiten und Gefahren, die im Laufe des Lebens an ihn herantraten, ungewöhnliche Widerstandskraft aufbrachte.

Schon früh begann in damaligen Zeiten für die Mädchen der Vorunterricht für ihre häusliche Tätigkeit. Mit drei Jahren ging



Mutters Geburtshaus „zum Rappen“

Mutter schon täglich in den Biber, so hieß das Haus am Obertor, wo ein Fräulein Geilinger den kleinen Schülerinnen die Kunst des Strickens und Hädelns beibrachte. Der Biber führte auch den Namen Häfelschule; die Bezeichnung rührt daher, weil die Insaßen oft noch zu klein waren, um selbstständig an einen gewissen Ort zu gehen. Deshalb waren im Gang draußen zu diskretem Gebrauch eine Reihe Gefäße aufgestellt, die jetzt noch in der Kinderstube den Namen Häfeli führen. Das kleine Marie Häggi, wie sie später in der Schule benannt wurde, muß damals noch so zart und zer-



Großvaters Stube

brechlich an Gestalt gewesen sein, daß einmal, als ein starker Wind durch die Gassen fegte, wie sie zum Biber hinaufwanderte, ein fremder Herr sie nach Hause schicken wollte, da er fürchtete, daß der Sturm das kleine Wesen einfach wegblase.

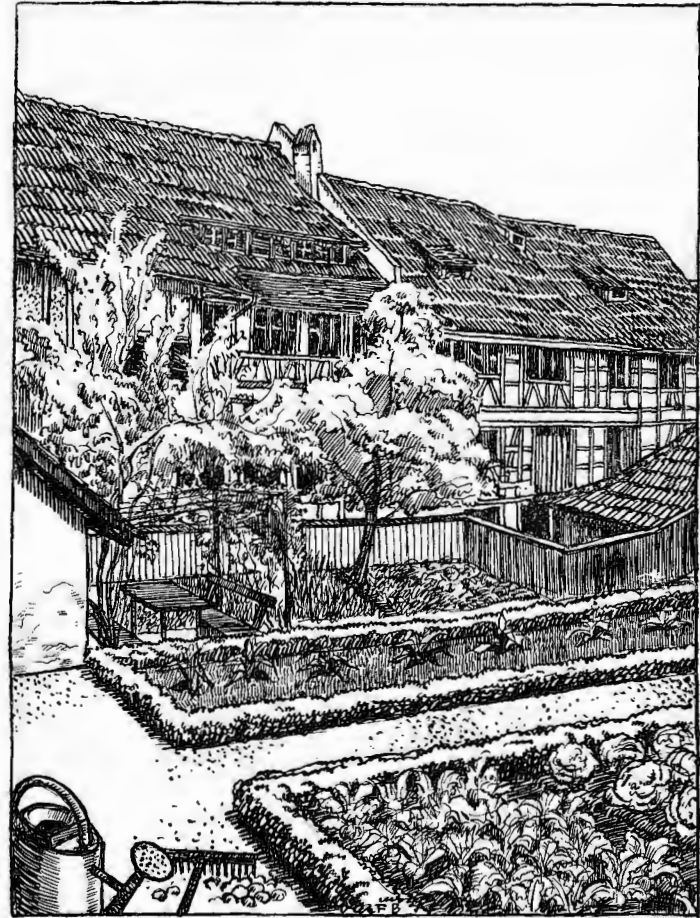
Mit fünf Jahren fing dann für Mutter schon die wirkliche Schulzeit an. Und bald hatte sie zu Hause auch genug zu schaffen, denn die kleinen Geschwister wurden ihr oft zum Hüten überlassen und des Abends nach Schluß zog sie den schwerbeladenen Kinderwagen mit ihnen in den Garten, der sich neben der Gerbe am Strand der Gulach befand. Dieser Garten muß ihr Jugendparadies gewesen sein; hatte sie viele Aufgaben zu machen, und wollte sie recht ungestört sein, so flüchtete sie sich auf die Lohstocktragen, das waren Gestelle, auf denen die Lohstöcke zum Trocknen aufgestellt wurden. Galt es, einen schwierigen Aufsatz zu schreiben, so stieg sie in immer gewagtere Höhen hinauf, um ja dem Irdischen ganz entrückt zu sein. Das Marie war eine sehr gute Schülerin, aber sie mußte die Zeit für ihre Hausaufgaben ihren vielen häuslichen Pflichten oft förmlich abstehlen. Ihr Bruder Fritz war ebenfalls sehr begabt. Einmal, erzählte sie, bat er sie an einem Sonntag,



Wohnstube der Familie Hagenmacher

Gras für seine Kaninchen zu holen. Da sie aber einen Aufsatz zu schreiben hatte, schlug sie es ihm rundweg ab, bis er sich anerbote, den Aufsatz auf sich zu nehmen. Dieses Werk, betitelt die Linde, muß dann so schwungvoll ausgefallen sein, daß Mutter von ernstlichen Gewissensbissen geplagt wurde, als sie die Aufgabe dem Lehrer vorlegte. Sie hat ihre Arbeiten von da an stets selbst gemacht und mit größtem Erfolg, davon zeugen jetzt noch ihre Aufsatzhefte, deren Handschrift ausieht, als ob sie gestochen wäre.

Eine ganz besondere Freude waren für die Hagenmacherkinder die Ausflüge nach Wiesenendungen und Gundetswil, wo die Verwandten der Großmutter lebten. Einmal, Mutter muß kaum fünf Jahre alt gewesen sein, wurde an einem Sonntagmorgen Großmutter Kübler in der Stadt erwartet, sie sollte mit dem Bernerwägeli kommen. Da es aber dem kleinen, temperamentvollen Marie zu lang währte, bis der ersehnte Besuch eintraf, machte es sich ganz allein und ohne Wissen der Eltern auf den Weg, dem Großmüetti entgegen. Es kam bis an die Kreuzstraße, da wo sich der Weg nach Wiesenendungen von der Landstraße abzweigt; da aber noch kein Wagen in Sicht war und die Sonne anfang erbarungslos heiß



Gerbegarten

hernieder zu brennen, fing das müde, kleine Mädchen bitterlich zu schluchzen an, da es fürchtete, daß der Großmutter etwas zugestoßen sei. Eben wollte es seinen Durst am großen Brunnen löschen, als ein freundlicher Fuhrmann, der seine Pferde getränkt hatte, zu ihm herantrat und es warnte vor dem hastigen Trinken bei der großen Hitze. Auf seine Fragen vertraute die Kleine dem großen Mann ihren Kummer und fragte ihn gespannt, ob er denn Großmutter nicht angetroffen hätte. Der gute Fuhrmann war ganz

entsetzt, daß das kleine Ding den weiten Weg aus der Stadt mütterseelen allein gemacht hatte, lud kurz entschlossen den Ausreißer auf seinen Wagen und brachte ihn seinen Eltern zurück, die sich inzwischen über sein Ausbleiben sehr geängstigt hatten. Von der Großmutter war Bericht gekommen, daß sie heute am Besuch verhindert sei. Jedesmal, wenn Mutter diese meine Lieblingsgeschichte erzählte, fügte sie bei, sie hätte an jenem Tage ein besonders hübsches Halstüchlein aus Lill getragen, das von einer Nadel mit einer Biene darauf festgehalten war, und zuerst als der Fuhrmann an sie herangetreten, hatte sie gefürchtet, daß er es auf ihre kleine Kostbarkeit abgesehen hätte. Um so glücklicher war sie dann, als sie sah, daß der große Mann es so gut und menschenfreundlich mit ihr meinte. —

In Wiesendangen war es auch, bei Großvater Kübler, der den Wasihof zum Löwen besaß und neben dem großen Bauerngewerbe noch eine Bäckerei betrieb, wo Mutter ihren ersten, kleinen Raub, ich glaube, es war auch der letzte, beging. Von all den Bekereien, die im Bäckerladen ausgestellt waren, verlockte sie nichts so sehr wie ein Stück Zucker und eines Tages faßte sie auch wirklich den Mut und benutzte die Abwesenheit der Erwachsenen, um sich schleunigst in den Besitz der ersehnten Süßigkeit zu bringen. Froh ob dem gelungenen Streiche flüchtete sie sich in den Stall, um hier ungestört dem Genuße obzuliegen. Doch plötzlich, eben als sie den Zucker aus der Tasche hervorzuziehen wollte, fing der kleinen Missetäterin das Herzchen so bang zu schlagen an, es klopfte immer mehr, bis es ihr die Kehle zuschnürte. Und auf einmal fühlte sie auch, daß der gestohlene Zucker daran schuld war und daß sie gar nicht mehr daran denken mochte, ihn zu verschlingen. Ebenso heimlich, wie sie gekommen war, schlich sie mit dem Raub in die Küche zurück und atmete erst auf, als sie den Zucker wieder losgeworden war. Niemand hatte den kleinen Vorgang bemerkt, aber diese erste Regung des Gewissens hat dem empfänglichen Gemüt des Kindes großen Eindruck gemacht und niemals, so sagte Mutter oft, hätte sie später wieder über sich vermocht, etwas zu tun, was ihr die innere Stimme von vornherein verwehrte.

So gingen die Jahre dahin, die Kinderschar an der Hintergasse wuchs zu einem stattlichen Häuflein heran, damit aber auch die Arbeit der Hausmutter, die nur von einer einzigen Magd und

daneben von den ältern Töchtern in ihrer Tätigkeit unterstützt wurde. In der damaligen Zeit wurde der ganze Bedarf eines Haushaltes wenn irgend möglich im Hause selbst hergestellt, wie z. B. die Anschlittkerzen, die als einzige Beleuchtung für die oft so feinen Handarbeiten dienten. Auch Waschseife wurde gesotten, von Nahrungsmitteln wie Nudeln, Backwerk, Confitüren und dergleichen gar nicht zu reden. Daneben gab es ja noch keine Nähmaschinen, alles mußte von Hand genäht werden; jetzt noch besitze ich Stücke aus Mutters Aussteuer, die sie Stich um Stich selbst gefertigt hat. Wie gerne hörte ich Mutter erzählen von den großen Wäschefesten, die nur drei oder vier mal des Jahres stattfanden. Da wurde zuerst vorgewaschen, dann kamen einige Wäscherinnen des Morgens früh um zwei Uhr, um bei Zeiten mit dem „Sechten“ zu beginnen, so hieß eine gewisse Waschprozedur, bei welcher eine Lauge, hergestellt aus Buchenasche, verwendet wurde. Um vier wurde dann den fleißigen Arbeiterinnen ein Rußwasser verabreicht als erste Stärkung, dann wurde fröhlich weiter geschafft, bis die Wäsche von einer besonders dazu bestellten Aufhängerin draußen auf dem ausgefüllten Stadtgraben, der jetztigen Technikumstraße, auf's Seil gespannt wurde. War sie trocken, dann wurde, diesmal auf der Hintergasse, der Glätteofen aufgestellt, ein kleines Bataillon Glätterinnen rückte an, und es muß für die Hausfrau ein erquickender Anblick gewesen sein, wenn die Schar fleißiger Jungfrauen in züchtiger Reihe die Treppen niedereilten, um die heißen Bügelstähle aus dem Ofen zu holen. Da auch diese Hilfsstruppen in guten Bürgerhäusern bestes Ansehen genossen und demgemäß verpflegt wurden, nannten die Männer sie spöttischerweise Pastetenjungfern, ihr Znüni bestand nämlich vorzugsweise aus den rühmlichst bekannten Köchlitörtchen, die in der Bäckerei zum Steinbock hergestellt wurden und die jetzt noch Spezialität der Familie Schellenberg sind.

Bei diesem Großbetrieb in Haus und Garten war es nicht zu verwundern, daß Großmutter Haggenmachers Kräfte eigentlich früh schon abnahmen, besonders als sich die ersten Spuren eines Leidens zeigten, das später das Leben dieser rastlos tätigen Frau zum frühzeitigen Abschluß brachte. Als Mutter neun Jahre alt war, mußte Großmutter zum ersten Mal einen langen Kuraufenthalt in Gais

machen. Da mußte dann Marie an Stelle der Mutter und Hausfrau treten und das Regiment in der Küche übernehmen. Sie war aber noch so klein, daß sie nur mit Hilfe eines Schemels zum Kochherd reichen konnte, aber ihres Amtes waltete sie gut, nicht vergebens heißt es im Sprichwort: „Was ein Häcklein werden will, krümmt sich schon bei Zeiten“, sie ist ihrer Lebtag eine ausgezeichnete Köchin geblieben. Freilich begegneten ihr auch allerhand Mißgeschicke im Anfang ihrer Laufbahn. Einmal, so erzählte sie, hatte sie vergessen, den Omletten=teig zu salzen, da versuchte sie, die Sache wieder gut zu machen, indem sie das Salz über die fertigen Omletten streute und diese in den Ofen stellte. Die hungrigen Kinder am Tische jubelten laut über die vermeintlich gezuckerten Omletten, aber wie schmerzlich verzogen sich die Gesichter, als sie das Salz auf der Zunge spürten. Lange noch wurde dem armen Marie diese Geschichte vorgehalten, wie auch das Erlebnis mit den Hühnern, die der Vater aus dem Verbegarten gebracht hatte mit dem Auftrag, daß Marie sie braten sollte. Die kleine Köchin hatte aber keine Ahnung, wie viel Zeit ein solcher Braten erforderte, sie dachte, je länger je besser, und so kam es, daß die Hühnchen mehr gedörrt als gebraten dem Ofen entfielen, sodaß sie der unglücklichen Küchenfee den Namen „Hühndörrer“ eintrugen. Ein ander Mal, das muß aber schon später gewesen sein, besann sich das sonst so aufmerksame Marie während der Französischstunde vergeblich auf die Art und Weise wie man Kesen zubereitet, das trug ihr einen Verweis seitens der Lehrerin ein, der ihr sehr zu schaffen machte, da sie ihn eigentlich als unberechtigt empfand.

Elf Jahre alt war Mutter geworden, als eines Tages das jüngste der acht Geschwister, ein kleines Mädchen namens Susanna das Licht der Welt erblickte. Nun war der Kreis geschlossen, drei Söhne und fünf Töchter wuchsen empor, äußerst verschieden an Charakter und Temperament, wie das bei zahlreichen Kindern meistens der Fall ist. Wie ich schon bemerkt habe, war Mutter's Lieblingsbruder Fritz das älteste der Geschwister, dann kam sie selbst, nachher ihre Schwester Luise, darauf folgten Albert, Karoline und Berta, und den Beschluß machten Jakob und Süsli, wie die Jüngste stets genannt wurde. Diese zwei Kleinen hat Mutter größtenteils allein gepflegt und aufgezogen, sie behauptete oft, sie

sei nicht größer geworden, weil sie die schweren Kinder so viel herumgeschleppt habe. Jedenfalls hat sie sich innerlich um so besser entwickelt und ihr mütterliches Wesen fand durch diese Aufgabe früh schon Gelegenheit, sich zu entfalten. Sie muß noch ganz klein gewesen sein, da nahmen zwei Stiefbrüder von Großvater Haggemacher Abschied von der Familie, um nach Amerika auszuwandern. Als einer von ihnen das kleine Mädchen befragte, was es wohl werden möchte, da erklärte es prompt: „Ich möchte viele Kinder haben, aber lieber keinen Mann“, was natürlich großes Gelächter herausforderte und die erschrockene Kleine veranlaßte, sich unter den Tisch zu flüchten.

Die Jahre, während denen Mutter den Unterricht an der Töchterschule besuchte, sind ihr in schönster Erinnerung geblieben. Besonders gern erzählte sie von der Französisch-Lehrerin, Fräulein Keller, und mit pflegte der Umstand großen Respekt einzufößen, daß diese Dame nie anders als mit Glacéhandschuhen angetan das Schulzimmer betreten hat. Nur wenn sie etwas an die Wandtafel zu schreiben hatte, entblökte sie für einen Augenblick die rechte Hand, ebenso wenn sie eine ihrer Schülerinnen mit einer Ohrfeige bedenken wollte. Auch der Deutschlehrer, Herr Gamper, stand im besten Andenken, er muß es ganz besonders gut verstanden haben, seinen Schülerinnen die Gedichte eindrucksvoll vorzutragen. So hieß es von ihm, daß er jedesmal vor Rührung eine rote Nasenspitze bekommen habe, wenn er sein Lieblingsgedicht: „Fern im Süd das schöne Spanien, Spanien ist mein Heimatland . . .“, vordeklamierte.

Am liebsten aber erzählte mir Mutter von ihrem Konfirmanden=unterricht, den sie bei dem damals sehr bekannten Dekan Schmid empfangen hatte. Welch guter Seelsorger dieser Lehrer gewesen sein muß, davon zeugt die Tatsache, daß seine Schüler oft noch lange nach ihrer Konfirmation mit ihm in Verbindung gestanden und ihn um Rat in allerlei Nöten ihres Lebens gefragt haben, so wie es auch Mutter getan hat. Vor einigen Jahren lernte ich einen alten Winterthurer kennen, ein entfernter Verwandter meiner Mutter, der zweiundachtzigjährige Herr Carl Haggemacher aus Budapest. Auch er erzählte mir mit Begeisterung von jenem Unterricht bei Dekan Schmid, und ich fragte mich, ob es wohl jetzt noch vorkommen mag, daß ein Konfirmandenunterricht solch unauslöschliche Spuren

in der Gemütswelt selbst eines Mannes hinterläßt. Sehr gütig und liebevoll, aber auch sehr ernst und eindringlich muß die Art gewesen sein, wie Dekan Schmid versuchte, seine Schüler zu jungen Christen heranzuziehen. Mutter pflegte mir zu erzählen, wie sie sich vornahm, während jeder Woche, die der Unterricht dauerte, einen besonderen Fehler zu bekämpfen, und wie ängstlich sie ausgerechnet habe, ob wohl die Zeit bis zur Konfirmation reiche, um sich so viel als möglich zu bessern, damit sie beim Abendmahl nicht als unwürdig an den Tisch des Herrn herantrete. Der Tag ihrer Konfirmation fiel denn auch ungewöhnlich früh schon auf den 16. März des Jahres 1856, ein Ring, den sie von den Eltern als Andenken an jenem Tag empfangen hat, und der in meinem Besitze ist, trägt dieses Datum eingraviert. Als Leitspruch für's Leben erhielt sie das herrliche Bibelwort: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.“ Wie oft haben wir noch in spätern Jahren zusammen versucht, uns an diesem Worte aufzurichten, wenn innerliche Not und Seelenpein den Geist der geliebten Mutter so schwer bedrängten.

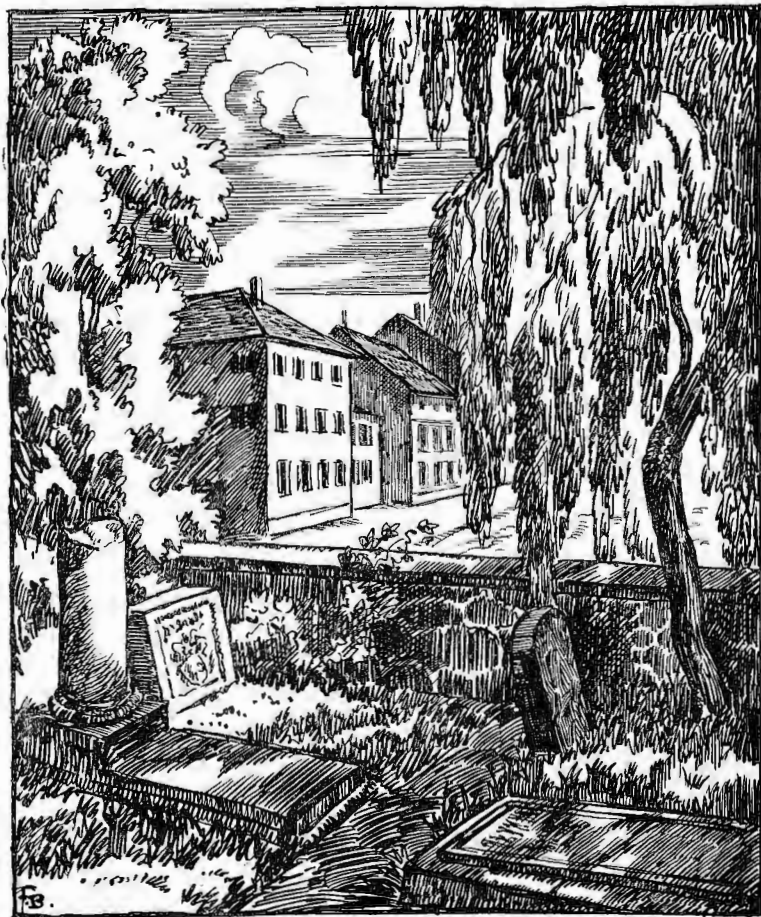
Der Konfirmationstag bildete für Mutter zugleich den Abschluß der Schulzeit, zu ihrem großen Kummer, denn da ihre Hilfe im elterlichen Haushalt so dringend nötig war, konnte sie nicht wie andere, glückliche Freundinnen ihre Schulkenntnisse noch mit einem Aufenthalt im Welschland vervollständigen. Ihr ausgezeichnetes Gedächtnis hat ihr aber bessere Dienste geleistet, als vielleicht der sorgfältigste Unterricht, wir Kinder mußten immer staunen, wie gut sie zum Beispiel in der französischen Sprache zu Hause war, sodas sie oft genug von uns um Hilfe angesprochen wurde, wenn wir unsere Aufgaben machten. Doch nicht Arbeit und Pflichten allein füllten von jetzt an das Leben der jungen Marie aus. Ihr lebhaftes Temperament verlangte nach den Freuden und Genüssen ihres Alters, und die wurden ihr auch in reichem Maße zu Teil, war sie doch eine ausgezeichnete Tänzerin und dazu ein frohes, unbefangenes Kind, das durch die drei Brüder schon von klein auf an den Verkehr mit dem andern Geschlecht gewöhnt war. Oft hat sie uns später von den Tanzkränzchen erzählt, die die Namen „zur Erheiterung und zur Eintracht“ führten und die der Winterthurer Jugend von damals Gelegenheit zu harmlos-fröhlicher Geselligkeit boten. Ich

erinnere mich noch genau, wie sie mir immer wieder ihre ersten Tanzkleidchen beschreiben mußte, und eine lustige Geschichte von einer Abmachung unter den jungen Damen fällt mir auch ein. Es handelte sich darum, einem jungen Mann mit etwas freien Sitten zu zeigen, was die Folge sein kann, wenn man die Grenzen des Anstandes überschreitet, und so kam es, daß derselbige Jüngling, als er der Marie Haggenschmager einen Kuß stehlen wollte von ihr mit einer schallenden Ohrfeige dafür belohnt wurde.

In jene Zeit, ich glaube Mutter war damals achtzehn Jahre alt, muß auch die erste Begegnung mit unserm Vater Carl Sträuli gefallen sein. Wenn ich nun Mutters Bild in diesen Erinnerungsworten festzuhalten suche, gehört von vorneherein auch unseres lieben Vaters Gestalt dazu, denn die zwei Menschen haben sich im Lauf der Zeit so in einander verwachsen, daß der eine ohne den andern nicht mehr zu leben vermochte. So ist es auch gekommen, daß Mutter nach ihrer fünfzigjährigen Ehe, nachdem Vater von ihr gegangen war, das Heimweh nach ihm nicht mehr vergessen konnte und ihm nach kaum drei Jahren im Tode nachgefolgt ist, selig im Gedanken an ihre Wiedervereinigung. —

Doch ich will nicht vorgreifen, sondern lieber versuchen, das was mir aus Vaters Jugendzeit bekannt ist, in kurzen Worten mitzuteilen. Nicht Mangel an Liebe oder Verständnis für seine Persönlichkeit ist es, wenn ich von ihm nicht so viel zu erzählen weiß wie von der Mutter, aber wenn er mir als der Jüngsten auch hie und da Erlebnisse aus früheren Jahren berichtete, so ist es doch nicht Art der Männer, bei solchen Erinnerungen zu verweilen, wie Frauen und besonders Mütter es so gerne tun. Und so kommt es, daß nur die äußern Umrisse seiner Kinder- und Jugendjahre mir deutlich vor Augen stehen, dafür sind aber die Züge Deines Wesens, Du lieber Vater, tief in meine Seele eingegraben und das Andenken an Euch beide gehört zu meinem besten geistigen Besitz.

Carl Benjamin Sträuli wurde als der dritte der Söhne des Seifenieders Johann Sträuli von Wädenswil und seiner Ehefrau Emilie Brändli am 17. April 1839 in Winterthur geboren. Wie in der Haggenschmagerfamilie mehrte sich auch hier die Kinderchar bis vier Buben und vier Mädchen beisammen waren. Ihren Wohnsitz hatte die Familie im alten Friedhof, so wurde das Haus



Vaters Geburtshaus

benannt, das sich in nächster Nähe des damaligen Friedhofes St. Georgen befand und jetzt zu den Gebäulichkeiten der Firma Sträuli & Cie. gehört.

Noch deutlich erinnere ich mich an das alte Mäuerchen, auf dem einst die Sträulikinder ihre Seiltänzerkünste betrieben hatten, an die eingefunkenen Gräber mit den langvergeffenen Namen und an die alten Trauerweiden, die so wehmütig rauschten. Als im Jahre 1888 die Straßenunterführung an der Schaffhauserstraße

gebaut wurde, mußten die alten Gräber umgegraben werden, und kurze Zeit später erstand dort das jetzige Sekundar-Schulhaus St. Georgen. Trotz der ernsten Nachbarschaft war aber das Sträulihaus voll von regem, fröhlichem Leben. Der Vater hatte alle Hände voll zu tun, um sein Seifensiedergeschäft, das er erst wenige Jahre zuvor in Winterthur gegründet hatte, in die Höhe zu bringen, und seine Frau, die Sanfte, freundlich Gesinnte, half ihm getreulich dabei, indem sie hauptsächlich bei der Kerzenfabrikation tätig war. Daneben aber wurde das Familienleben gepflegt und nicht vergebens hieß einer der Wahlsprüche der Sträuli: „Tagesarbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste.“ In diesem Kreise wuchs unser Vater auf, und er konnte mit Göthe sagen: „Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur“ — die Lust zum Fabulieren hat er allerdings seiner Marie überlassen, das Verseschmieden war ihr Gebiet, für das er aber volles Verständnis besaß.

Bis zum vierzehnten Altersjahr besuchte er die Primar- und die Industrieschule, die unter dem damaligen Rektor Weisfuß schon einen guten Namen hatte. Aber die Schulbank wurde dem Jüngling bald zu eng, seine ungewöhnlichen Körperkräfte verlangten nach Betätigung, und so wurde er nach Wädenswil in die Seifensiederlehre geschickt. Im Stammhaus der Sträulis und im eigentlichen Mutterhaus des Seifengeschäftes in Winterthur, dem Sonnenberg, mußte er bei aller einfachster Verpflegung von früh morgens bis spät abends arbeiten. In Wädenswil wurde er auch konfirmiert, und es hat uns immer großen Spaß gemacht, wenn er uns erzählte, wie es damals der Brauch gewesen, daß die Konfirmanden mit feierlichem Zylinder geschmückt in die Kirche wandern mußten.

Ungefähr um diese Zeit war es, da er wegen ernstster Erkrankung seiner Mutter plötzlich nach Hause gerufen wurde. Da damals die Eisenbahnverbindung erst zwischen Winterthur und Zürich existierte, schlug der arme Knabe in der Todesangst um die geliebte Mutter den langen Weg zu Fuß ein und legte ihn im Lauffschritt zurück. Bald darnach wurde auch die Kranke von ihrem Leiden erlöst, und viel zu früh schon standen die acht Kinder als mütterlose Waisen da. Da übernahm die älteste Schwester Anna, in der Familie stets Nanettli genannt, die Fürsorge für den Vater und die Geschwister,

und sie hat ihr Amt trefflich verwaltet, denn bis zu ihrem Lebensende wurde sie von ihren Brüdern und Schwestern auf's Höchste geachtet und geliebt wegen ihrer seltenen Pflichttreue. Daher rührt auch der Name Großmutter, den ihr die Brüder gegeben, wohl um damit den Vorrang zu bezeichnen, den sie im Familienkreis einnahm. Auch der älteste Bruder Emil hat sie in der Erziehungsarbeit der Jüngern gegenüber kräftig unterstützt. Erst vor kurzem fand ich einen Brief von seiner Hand, der an unsern Vater während seinem Aufenthalt in Wädenswil gerichtet war. Der arme Jüngling muß sehr unter Heimweh gelitten haben, es war wohl auch kurze Zeit erst nach dem Tode seiner Mutter. Da ermahnt ihn der älteste Bruder, der damals die ersten Semester seines Rechtsstudiums in Zürich verbrachte, zu Ausdauer und treuester Pflichterfüllung, zur Strenge gegen sich selbst; aber er ermangelt nicht, Trostsworte beizufügen, wie es eine Mutter nicht besser verstehen würde. Er war es auch, der seinen Brüdern die Liebe zur Turnerei einpflanzte, denn nach vollendetem Studium war er während einiger Zeit als Turnlehrer in Winterthur tätig. Unser Vater ergriff mit Begeisterung diesen Sport, und er hat es so weit gebracht, daß er als Neunzehnjähriger bei einem der ersten eidgenössischen Turnfeste in Zürich sich zwei eidgenössische Kränze für Kunst- und Nationalturnen errang. Immer wenn er davon erzählte, fügte er bei, wie sein Bruder Emil aus lauter Stolz über den Erfolg seines Schülers ihm zum ersten und wahrscheinlich auch zum letzten Mal einen Kuß auf die Wange gedrückt hatte. — Auf einer Turnfahrt nach Schloß Mörzburg muß es auch gewesen sein, daß Vater mit Mutter zum ersten Mal zusammengekommen ist. Auch trafen sich nun die beiden des öfteren an Wällen und ähnlichen Anlässen und fanden bald inniges Gefallen aneinander, so sehr, daß der noch nicht Zwanzigjährige vor seinem Weggang in die Fremde die Marie Hagenmacher fragte, ob er wohl darauf hoffen dürfe, sie dereinst zu seinem Weib zu machen. Marias erste Regung war, dem Jüngling ihr Jawort zu geben; dann aber stieg der Gedanke in ihr auf, daß sie beide doch noch viel zu jung seien, um ihre Wahl für's Leben zu treffen, und daß es besonders dem Manne nicht gut sei, sich durch ein vielleicht voreiliges Wort gebunden zu fühlen. So nahm sie denn Abschied von dem Freund, indem sie ihn vertröstete auf die Zeit des Wieder-

findens, ihn aber zugleich ermahnte, sich im Leben recht umzusehen, damit er als gereifter Mann ihr wiederkomme, wenn er inzwischen nicht andern Sinnes geworden. Oft hat sie sich später schwere Gedanken gemacht, ob sie damals richtig gehandelt habe, denn die Wege der Beiden führten sie weit auseinander, bevor das Geschick sie dann endlich auf immer vereinte.

Unsere Mutter war um jene Zeit recht umschwärmt von Anbetern und Freiern, aber sie empfand diesen Umstand mehr als eine Last, da sie sich viel lieber noch kindlichem Frohsinn hingeeben hätte, als sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, welcher von den Vielen am besten als Lebensgefährte zu ihr passen würde. Ohne es sich selbst einzugestehen, hing ihr Herz doch an Carl Sträuli, der sich nun in der Fremde aufhielt, und als ihr eines Tages geschwätzig Zungen zutrug, daß er sich mit einem Mädchen verlobt habe, das aus seiner Liebe zu ihm kein Geheimnis gemacht hatte, da kam eine tiefe Enttäuschung über sie. Nur aus dieser Gemütsverfassung heraus konnte es geschehen, daß auch sie die Stimme ihres Herzens verkannte und dem Drängen einer ihrer Tanzgefährten nachgab, der sie zum Weibe forderte. Bald schon fühlte sie an verschiedenen Anzeichen, daß sie nicht richtig gewählt hatte, doch sie glaubte, ihr einmal gegebenes Wort nicht mehr zurücknehmen zu dürfen. Ihre Ahnungen hatten sie nicht getäuscht, ihr Bräutigam war ihr untreu geworden und hatte sich einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht, die er nur so weit wieder sühnen konnte, indem er, von seinen Freunden dazu gedrängt, Marie das Geständnis seiner Tat ablegte. Dies Erlebnis erschütterte die feinfühlende Seele des jungen Mädchens bis in's Innerste, nicht deshalb, weil sich nun eine unüberbrückbare Schranke zwischen sie und den Bräutigam geschoben hatte, sondern viel eher aus dem Grunde, weil das ahnungslose, reine Kinderherz sich so plötzlich allen bösen Mächten gegenübergestellt sah, denen die Menschen so oft unterliegen. Doch selbst jetzt noch kamen ihr Zweifel, ob sie ihr Wort zurückfordern dürfe, nur das eindringliche Gebot der Eltern und das Zureden des Bruders vermochten sie endlich etwas zu beruhigen. Nach vollen vier Jahrzehnten machten sich die Spuren jener Seelenkämpfe wieder geltend, als ihre Nerven in einen Zustand der Erschlaffung und Erschöpfung geraten waren, der bei Menschen

mit empfindsamem Gemüt nicht selten ist. — Inzwischen hatte sich Marias Bruder Fritz verlobt und sie war nun eifrig tätig, ihm die Aussteuer zu nähen. Um diese Zeit geschah es auch, daß Carl Sträulis Verlöbniß sich wieder löste und bald nachher kehrte der junge Mann in die Heimat und ins väterliche Geschäft zurück, das er nun fleißig fördern half, zusammen mit seinem ältern Bruder Jean, der auch später sein getreuer Mitarbeiter geblieben ist.

Wie sich Carl und Marie dann wieder gefunden, das weiß ich nicht genau zu erzählen, es ist mir nur eine Geschichte von einem Turnfest bekannt, das auf dem Platz stattfand, wo jetzt das Geschäftshaus von Gebrüder Volkart steht. Hiezu hatte Mutter als einen der ersten Preise eine Reisetasche gearbeitet, die ein eidgenössisches Kreuz, von einem Lorbeerkrantz umgeben, zierte. Unser Vater war wieder einer der besten unter den Turnern, und wie er zum Gabentisch trat, um seinen Preis auszuwählen, griff er sogleich nach der Tasche, wohlwissend woher sie stammte, und vor allen Zuschauern drückte er sie freudestrahlend an sein Herz. Die arme Marie, die das mit ansehen mußte, wußte nicht wo aus noch ein vor jungfräulicher Scham und Verlegenheit; aber sie hatte doch nicht das Herz, dem fecken Jüngling seine Tat übel zu nehmen. Auch weiß ich von unserm alten Freund Haggenmacher aus Budapest ein Erlebnis von einem Spaziergang mit seiner Base Karoline Haggenmacher und Carl Sträuli nach Wiesendangen, da es galt, das Marie, das sich bei seinen Verwandten aufgehalten hatte, wieder in die Stadt zurückzuholen. Auf dem Heimweg wurde Karoline mit ihrem Vetter vorausgeschickt und der arme Carl Haggenmacher kam bald hinter das Geheimnis, warum man ihn zu diesem Ausflug so dringend eingeladen hatte, denn der andere Carl und das Marie blieben in eifrigster Unterhaltung weit hinter der Vorhut zurück. So kam es denn auch, daß Carl Sträuli im Herbst 1862 etwas hangen Herzens sich auf den Weg machte, den gestrengen Gerber Haggenmacher um die Hand seiner Tochter Marie zu bitten. Oft pflegte er zu erzählen, wie sein Vater ihm ermutigend zugesprochen, und wie dieser sich auf die zukünftige Schwiegertochter gefreut habe. Als Carl dann in die Metzgasse einbog, sah er von Weitem, wie das jüngste Schwesterchen der Braut, das Süsli, unter der Haustüre Wachtposten stand und wie die Kleine dann plötzlich nur noch ihre



Kastanienbaum im Sulzberg

runden Waden sehen ließ, als sie schleunigst im Hausgang verschwand. Von jenem Abend haben uns die Eltern nie mehr erzählt. Er muß für sie einer jener Höhenpunkte gewesen sein, wo wir Menschen uns dem Himmel näher glauben als der Erde, wenns auch wieder talwärts geht nachher, die Erinnerung an solche Feierstunden vergoldet mit ihrem Abglanz so manche nüchterne Alltagsstimmung. Das Plätzchen, wo das junge Paar den ersten Kuß getauscht, hat mir aber Mutterchen doch verraten, es war unter dem großen

Rastanienbaum in unserm Gehöft Sulzberg, und getreu dem Dichterswort: „Wo zweie sich küssen zum ersten Mal, da bleibt auf der Erde ein Duft und ein Strahl“ steht der alte Baum auch jetzt noch alljährlich im Brautschmuck seiner Blüten da, als ob er aus der Erinnerung an jene Liebesstunde stets neue Lebenskraft schöpfen würde.

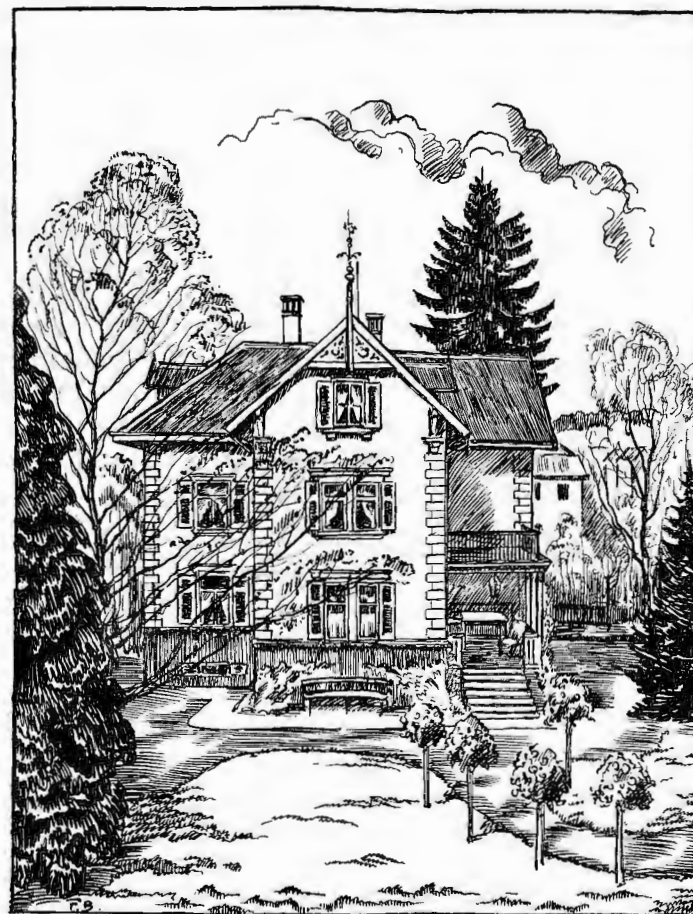
Nun begann der Brautstand für unser Paar, und es muß eine herrliche Zeit gewesen sein, die Tage angefüllt mit Arbeit, denn Großvater Sträuli verstand keinen Spaß und hielt seine Söhne immer noch fest im Jügel, und auch das Marie war emsig dabei, nun seine eigene Aussteuer zu nähen. Es war dem Brautpaar nicht einmal gestattet, sich jeden Abend zu sehen, um so größer war aber dann die Freude, wenn die Stunde des Wiedersehens kam, einmal im Friedhof bei Vater Sträuli, wo Mutter auch bei den vier Schwestern Nanetti, Luise, Emilie und Karolinli und dem jüngsten Bruder Werner freundlichste Aufnahme gefunden hatte, das andere mal an der Hintergasse. Auch Briefe flogen hin und her, besonders während der Zeit, da Vater in Thun die Unteroffizierschule durchmachte; da pflegte er abseits von den lärmenden Kameraden, das umgestürzte Kochgeschirr als Unterlage benützend, mit Bleistift seine Liebesbriefe hinzuzufügeln. Viele von diesen Briefen sind uns noch erhalten geblieben, beim Lesen glaubt man sich in eine ganz andere Welt versetzt, einer Welt des Gefühls und der idealen Weltanschauungen, die heute leider vielfach abhanden gekommen sind. Am 19. Oktober 1863 trat dann das junge Paar vor den Traualtar, wo der alte Lehrer und Freund der Mutter, Dekan Schmid, seines Amtes waltete. Einige Wochen vorher, am gleichen Sonntag, da nach der damaligen Sitte die baldige Eheschließung der Beiden von der Kanzel herab verkündigt worden war, hatte auch die Enthüllung des großen Altarbildes, die Verkörperung Christi darstellend, stattgefunden; dieses ist leider jetzt der Reparatur der Stadtkirche zum Opfer gefallen.

Die Hochzeit wurde mit einer Wagenfahrt nach Auster gefeiert, wo im Gasthof zum „Sternen“ das Essen und allerlei Lustbarkeiten stattfanden. Merkwürdigerweise wurde am gleichen Tage einer der nachmaligen Schwiegeröhne, Fritz Schöllhorn, weit draußen im württembergischen Städtchen Waldsee geboren. — Nun fuhr unser

junges Paar mit vollen Segeln ins Leben hinaus, zuerst wandte es den Schritt an den Rhein, wo Vater der jungen Frau die Stätten seiner ersten Tätigkeit als Seifensieder zeigen wollte. Dann folgte noch ein Aufenthalt in München, und am 30. Oktober kehrten Carl und Marie ins eigene Heim ein, das ihnen inzwischen im Haus am Friedhof in einfachstem Rahmen eingerichtet worden war. Wie mußte Mutter zu erzählen von jenen ersten Mahlzeiten, da sie beide aus einem Teller aßen, von dem jungen Ehemann, der so oft er konnte, geschwind von der Arbeit weg in ihr Stübchen hereinschlüpfte, um zu sehen, ob sein Schatz auch sicher noch da sei. Aber nicht lange währte dies erste Glück; bald zeigte es sich, daß Mutter von ihrem Münchneraufenthalt den Keim zu dem damals so gefürchteten Münchner-Typhus mitgebracht hatte. Eines Abends fand der heimkehrende Ehemann seine junge Frau bewusstlos am Boden liegend und einige Stunden später rastete sie schon im Fieber. Fürchtbar muß die Krankheit in dem jungen, kräftigen Weibe gemüht haben, wochenlang lag sie im Delirium ohne jemanden von ihrer Umgebung zu kennen. Dem aus Zürich herbeigerufenen Spezialisten Prof. Ernst warf sie den Eisbeutel an den Kopf, weil sie glaubte, daß er sie töten wolle. Der berühmte Arzt sah, daß es auf Leben oder Tod ging; um dem überaus geschwächten Herzen Ruhe zu verschaffen, verordnete er eine starke Dosis Schlafmittel, obgleich er wußte, daß die Kranke ebenso wohl aus diesem Schlafzustand nicht mehr erwachen konnte. Da man keine andere Rettung kannte, griff man zu diesem Aeußersten, und die Fiebernde versank in einen Schlaf, der sechsunddreißig Stunden dauerte. Dann wachte sie auf, zum ersten Mal wieder mit klarem Bewußtsein; und das erste, was sie erblickte, war ihr junger Mann, der treulich bei ihr gewacht hatte. Doch von Kummer und Sorgen und den langen Nachtwachen war er so verändert, daß die Kranke Mühe hatte, ihn zu erkennen; auch kam ihr erst nach und nach die Erinnerung, daß sie nun seine Frau sei. Von da an schritt die Genesung ziemlich rasch voran; die dicken, braunen Böpfe der jungen Frau waren freilich dem Fieber anheimgefallen, aber die fröhlichen Augen blickten wieder mutwillig unter dem knabenhaft kurz geschnittenen Haar hervor. — Nach einiger Zeit zeigte sich jedoch, daß der böse Typhus Spuren hinterlassen hatte, die nicht so leicht

zu überwinden waren, denn Mutters Nervensystem wurde infolge eines dazu gekommenen Schwächezustandes so schwer erschüttert, daß man allen Ernstes ein Gemütsleiden befürchtete und einen Zürcher Professor um Rat fragte, der das junge Ehepaar dann aber vollständig beruhigte. Mitten im Winter wurde die arme, junge Frau ins Bad Brestenberg am Hallwilersee geschickt; aber die große Einsamkeit hatte keinen guten Einfluß auf die Leidende, und sie bat dringend, daß man sie heimhole. Einige Wochen später als dann der Frühling ins Land zog, versuchte sie es von neuem mit einer Kur, diesmal in Albisbrunn, wo seit kurzem die Wasserheilmethode eingeführt worden war. Bald zeigten sich sichere Anzeichen der Besserung, und nach sechs Wochen konnte die junge Frau vollständig genesen nach Hause zurück kehren. Fast ein Jahr später wurde dem jungen Paar das erste Kind geboren; es war ein außerordentlich kräftiger, großer Knabe, aber ehe er seine Augen dem Lichte geöffnet hatte, war schon kein Leben mehr in ihm. Das war der erste schwere Verlust für die armen, jungen Eltern, die sich so herzlich gefreut hatten auf ihr Kind; und es sollte auch nicht der einzige bleiben. Am 6. Mai 1867 kam dann das zweite Kind zur Welt, ein Töchterchen, das Marie genannt wurde. Die junge Mutter hatte, um sich die lange, bange und zugleich wonnenvolle Wartezeit zu kürzen, ein Taufkleid zu sticken angefangen, das dann freilich erst zur Taufe des dritten Kindes fertig wurde. Dafür hat es nun aber auch schon manchen Enkel zu seinem ersten Kirchgang geschmückt, und wird vielleicht eine neue Generation erleben. —

Die kleine Marie gedieh prächtig, und am 2. Oktober des folgenden Jahres erschien auch schon das Schwesterchen Billy; einige Wochen zuvor hatte Großmutter Haggenmacher ihre Augen zum ewigen Schlummer geschlossen. Auch dieses zweite Kind entwickelte sich rasch und ohne Hindernis, unter der liebevollen Pflege der jungen Mutter; ohne daß sie je besondere Studien über Säuglingspflege oder Kindererziehung gemacht hatte, war sie doch die geborene Mutter, die es meisterhaft verstand, ihre Kinder zu lenken und zu leiten. Im Jahre 1870 wurde das dritte Töchterchen, Johanna Frieda geboren, und bald darauf, im Januar 1872, kam endlich der langersehnte Stammhalter Karl. Nun folgten Jahre des Glückes und des Gedeihens, die Kinderchar blühte heran und die Seifen-



Klause

fiederei, die seit dem Tode des Großvaters Sträuli im Jahre 1870 von den beiden Brüdern Jean und Karl allein betrieben wurde, entwickelte sich über alles Erwarten, dank dem rastlosen Fleiß der beiden Männer und ihrem Stab von getreuen, alten Mitarbeitern. Im Jahre 1877 erbaute sich Vater ein eigenes Heim, unsere liebe Klause, so benannt nach dem Stammhaus der Sträulis auf dem Klause bei Sorgen, ganz besonders aber auch der Gemütsart der Mutter zuliebe, die immer die traute Einsamkeit ihres Heims der

lauten Geselligkeit vorgezogen hat. Noch drei Jahre des Sonnenscheins zogen vorüber, dann brachen schwere Wolken über unsere Eltern mit ihren Kindern herein. Schon zu Anfang des Jahres 1880 erkrankte der kleine Karl an einer schweren Lungenentzündung, von der er aber wieder vollständig genas. Dann, im Juli desselben Jahres, an einem heißen Sommertag zu Anfang der Ferien, legte sich die kleine Frieda schwer krank hin. Die böse Diphtherie, die in jenen Jahren besonders viele Opfer forderte, hatte auch sie als Beute ausgesucht, und am 22. Juli, dem Maria-Magdalenenstag, schon war der Kampf ausgekämpft. Wie furchtbar dieser Schlag unseren Vater und unsere Mutter treffen mußte, das kann ich mir erst jetzt so recht denken, nachdem auch ich wochenlang für das Leben eines meiner Kinder habe hangen müssen. Wie oft hat mir Mutter später erzählt von diesem Schwesterchen, das ein ganz besonders zartes und sinnig veranlagtes Kind gewesen sein muß. Und die arme Mutter durfte den Schmerz, der sie durchwühlte, nicht einmal austoben lassen, aus Angst für das kommende Kind, ich selbst, die ich am 20. Oktober geboren und zur Erinnerung an das Schwesterchen und ihren Geburtstag Magdalena Frieda genannt wurde. Für Mutter muß es eine Wohlthat gewesen sein, daß die Pflege des kleinen Kindes ihre Arbeit und ihre Gedanken in Anspruch nahm und sie etwas abzog von dem immer lastenden Schmerz um das Verlorene. Am 17. April 1881, an Vaters Geburtstag, wurde ich getauft und mein kleiner Bruder Karl war noch einer der Fröhlichsten unter den Festfeiernden. Dann, einen Monat später, hatte auch ihn der furchtbare Würgengel Diphtherie hinweggerafft. Mit Worten läßt sich der Schmerz nicht beschreiben, der unsere Eltern heimsuchte; kaum hatte sich die erste Wunde etwas vernarbt, kam dieser neue Schlag hinzu, und es war der einzige Sohn, der langersehnte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte und dem Vater sein Lebenswerk, sein Geschäft, hatte übergeben wollen. Wenn ich mich besinne, welcher Eindruck der erste war, der in meinem Bewußtsein aufdämmerte, dann ist es immer das Bild der Mutter, wie sie im schwarzen Kleid an meinem Bettchen sitzt und weint. O Mutter, wie viel Pein hat dein armes Herz ertragen müssen, jetzt erst kann ich es so recht ermessen, seit Du allem Schmerz für immer entrückt bist! Nur die treue Liebe der beiden

Ehegatten, die sich in diesen Kummertagen gegenseitig stützten und aufrecht erhielten, halfen ihnen auch diese Prüfung zu überwinden, und die Gefühle, die sie für einander hegten, wurden im Feuer des Schmerzes geläutert und gestählt.

Noch einmal blühte den beiden die Hoffnung auf ein Kind, aber kurz vor seinem Kommen, im Mai 1883, geschah das Unglück, daß die Seifensiederei beinahe ganz niederbrannte. Nur einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, daß unser Wohnhaus, die stille Klausel, vom Feuer verschont blieb. Mutter hat später immer behauptet, da sei ich daran schuld gewesen, weil jedes Dach, darunter ein kleines Kind schläft, unter Gottes besonderem Schutz stehe. Ich erinnere mich noch, wie man mich, in ein Tuch gehüllt, aus dem Bettchen ans Fenster trug, und wie ich die Flammen sah, die aus dem geborstenen Mauerwerk zum Himmel emporstiegen. Ein Monat später, im Juni, wurde den Eltern wieder ein Büblein geboren, das dem vorangegangenen Brüderchen zum Andenken Karl genannt wurde. Unendlich groß war der Eltern Freude, daß ihnen nun doch wieder ein Sohn und Stamhalter beschert worden sei; doch kehrte sich auch dieses Glück wieder in Leid, denn trotz der sorgfältigsten Pflege wollte der Kleine nicht recht gedeihen, und es zeigte sich bald, daß irgend ein geheimes Uebel an seiner Lebenskraft zehrte. Noch sehe ich die Mutter vor mir, wie sie das Büblein in ihren Armen hielt, und ängstlich das Gesichtchen durchforschte, aus dem die blauen Augen so überirdisch glänzten. Beinahe zwei Jahre dauerte dies Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, dann brachte eine Brustfellentzündung das junge Leben zum frühzeitigen Abschluß.

Für Mutter folgte nun eine Zeit körperlichen Leidens, das wohl die Auslösung war von allen überstandenen Schicksalsschlägen und der ungeheuren Anstrengungen, die sie sich zugemutet hatte, um doch allen ihren Pflichten als Gattin und Mutter gerecht zu werden. Erst als sie sich aus diesem Schwächezustand allmählich erholte, kam nach und nach ihre ursprüngliche Frohnatur wieder zur Geltung; und zu meinem unaussprechlichen Glück lernte ich eine ganz andere Mutter kennen, als die es gewesen war, die im Trauerkleid weinend an meinem Bette gesessen hatte. Im Herbst des Jahres 1885 hielt sich Mutter zur Erholung einige Wochen in Gersau am Vierwaldstättersee auf, und um sie nicht zu sehr der

Einsamkeit zu überlassen, wurde ich ihr als Adjutant, wie Vater mich nannte, beigegeben. Sie war damals freilich noch sehr schwach und leidend und der Schiffmann, der uns auf dem See herum zu rudern pflegte, hat uns später erzählt, wie sehr er Mitleid mit mir Kleinen gehabt hatte, weil er fürchtete, daß Mutter im nächsten Jahr nicht mehr bei uns sei. Doch gerade die langen, herrlichen Fahrten auf dem See brachten Mutter bald neue Kräfte. Stundenlang saßen wir auch beim Badehäuschen am See und dort war es, wo Mutter mich die ersten Liedchen lehrte und kleine Arbeiten machen ließ, kurz, wo sie sich ganz mir widmete, sodaß jene Tage für mich umflossen sind von den schönsten Erinnerungen innigsten Verbundenseins. Ich weiß noch, wie ich geradezu eifersüchtig wurde, wenn Mutter sich so sehr auf Vaters Ankunft freute, der uns jeweilen über den Sonntag zu besuchen kam. Wie sehr ich auch am Vater hing, so fühlte ich mich doch etwas überflüssig, wenn beide Eltern beisammen waren und sich so viel zu sagen hatten. Diese herrlichen Wochen am Vierwaldstättersee wiederholten sich auch im folgenden Jahr, dank dem guten Erfolg, den Mutter für ihre Gesundheit davon getragen hatte, und im Jahre 1887 folgte dann zur Abwechslung ein Aufenthalt auf dem Rigi, im Felsentor, der dann allerdings rasch abgebrochen werden mußte, da Mutter am Rigi-Fieber erkrankte.

Unterdessen waren meine Schwestern herangewachsen, hatten ihr Pensionjahr in der welschen Schweiz durchgemacht und waren nun richtige, junge Damen, vor denen ich einen grenzenlosen Respekt hatte, besonders vor Marli, wie die älteste genannt wurde, da sie sehr viel auf gepflegtem Neußern und guten Manieren hielt. Im Herbst des Jahres 1888 wurde die silberne Hochzeit unserer Eltern gefeiert, nach Vaters Wunsch in der alten Sträuli-Heimat in Wädenswil. Die ganze Familie von Vaters und Mutters Seite war zu dem Feste eingeladen; mit einem Schiff fuhr man von Zürich bis nach Wädenswil, wo im Hotel Engel das Festmahl stattfand. Zum ersten Mal mußte ich bei dieser Gelegenheit mit meiner gleichaltrigen Cousine Ida, dem Töchterchen von Vaters jüngstem Bruder Werner, die Bretter besteigen, die die Welt bedeuten. Onkel Werners Frau, die dichterisch veranlagte Tante Ida, hatte für uns eine kleine Aufführung verfaßt, in der wir als Waschfrauen

tätig waren, und außer der ausgezeichneten Sträuliseife auch noch alle Festgäste tüchtig handhabten. Nach Hause zurückgekehrt, versammelte man sich zum Nachtessen im Hotel Löwen, da wurde getanzt, Reden wurden gehalten und ich weiß noch ganz genau, wie stolz ich auf meine großen Schwestern war; die in ihren weißen Lüllkleidern sehr hübsch aussahen und auch richtig gefeiert wurden.

Etwas mehr als ein Jahr später, ums Neujahr 1890 verlobte sich meine Schwester Willy mit eben jenem, durch seinen Geburtstag vorbestimmten Fritz Schöllhorn, der sich inzwischen schon längst in Winterthur heimisch gemacht hatte. Am 6. Mai folgte auch schon die Hochzeit, und bald erweiterte sich Mutters Interessenkreis wieder um ein Glied, als am 24. Februar 1891 der erste Enkel, Fritz Georg geboren wurde. Oft hatte sie nun wieder Gelegenheit, ihre Erfahrungen auf dem Gebiete der Kinderpflege anzuwenden, zum Nutzen ihrer Tochter und deren Kinder, denn rasch mehrte sich die kleine Schar im Haldengut, wo das junge Ehepaar ihr erstes Heim gegründet hatte. Schon am 10. Februar 1892 kam das zweite Bübchen, Hans Karl, und am 31. März 1894 das dritte, Kurt Emil. Kurz zuvor waren die beiden älteren Brüderchen an Diphtherie erkrankt. Um den Neugeborenen und die junge Mutter nicht zu gefährden, hatte man die Patienten zu den Großeltern in die Klausen gebracht, wo sie denn auch richtig gesund gepflegt wurden. In jene Tage fällt auch der Tod von Vaters älterem Bruder Emil, der wegen einer ernsten Krankheit sich einer Operation hatte unterziehen müssen und ihr erlegen war. Um diese Zeit wurden die Fundamente gelegt für ein neues Kamin in der Seifensiederei und da sehr tief gegraben werden mußte, stieß man auf Grundwasser, das von einem alten Abzugs-Kanal her allerhand giftige Bakterien enthielt. Vater überwachte oft diese Arbeiten, so kam es, daß er durch das Einatmen dieser Dünste eine schlimme Infektion davontrug, die sich zuerst in einer Lungenentzündung äußerte. Am selben Tag, da die kleinen Schöllhornkurgäste zu ihren Eltern zurückkehrten, kam Vater mit einem Schüttelfrost nach Hause und bald stand sein Leben in höchster Gefahr. Ich weiß noch, wie seine blauen Augen im Fieber dunkel glänzten, und wie Mutter äußerlich gefaßt und ruhig, doch mit unbeschreiblicher Qual im Herzen, an seinem Bette saß und wachte. Nach einigen Tagen war die Krisis überwunden, doch die

Krankheit suchte sich nur einen andern Ausweg und entwickelte sich zu einer Nierenentzündung, die die gefürchteten urämischen Anfälle herbeiführten. Am Pfingstsonntag war es, als unser Hausarzt diese neue Krankheit konstatierte und am folgenden Dienstag schon traten die Anfälle auf. Da sie sich in den zwei folgenden Tagen nicht wiederholten, glaubten die Aerzte, daß die Gefahr nun abgewendet sei; doch Mutter erklärte mit aller Bestimmtheit, daß sie erst an Vaters Genesung glaube, wenn der 18. Mai, der Todestag ihres Knaben Karl, glücklich überstanden sei. Ihre Furcht war nicht unbegründet gewesen. Die Anfälle traten genau an diesem Tage wieder auf, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß Vaters Leben nur noch nach Minuten zu zählen schien. Wir alle hatten die Hoffnung aufgegeben und ein Wunder war es, daß er gerettet wurde. Noch weiß ich, wie ich Mitternacht schlagen hörte und zu Mutter sagte: „Hörst du, jetzt ist der 18. Mai überstanden und Vater lebt noch“, worauf sie antwortete: „Ja, nun schöpfe auch ich wieder neuen Mut, nun muß er uns erhalten bleiben“. Noch manchen Kampf galt es auszukämpfen gegen die Krankheit, und die Genesung schritt nur langsam voran, denn der Kranke litt oft an heftigem Kopfweh, und bald entdeckten wir auch, daß infolge der Blutungen im Gehirn, die während den urämischen Anfällen eingetreten waren, die Erinnerung an die jüngst verfloffene Zeit vor der Erkrankung aus seinem Gedächtnis ausgelöscht war. So kam es auch, daß Vater den Schmerz über den Verlust seines Bruders Emil wieder neu erleben mußte, auch das trug natürlich nicht dazu bei, seine Genesung zu beschleunigen. Unermüdet pflegte ihn die Mutter, und unvergeßlich ist mir ihr stilles Heldentum, wie sie Tag und Nacht sich aufopferte ohne einen Gedanken an sich selbst, nur immer im Bestreben, dem Kranken die langwierige Zeit der Genesung zu erleichtern und zu verjüngen. Mitte Juli war Vater endlich so weit, daß er reisen konnte. Rigi-Felsentor war zum Aufenthalt ausgewählt worden und dort in der herrlichen Wald- und Bergluft kamen ihm die Kräfte wieder, sodaß er nach sechs Wochen wesentlich erholt nach Hause zurückkehren durfte. Wie haben wir jene Wochen genossen, den neugeschenkten Vater in unserer Mitte, nach all den ausgestandenen Ängsten und Qualen; und Mutter bewies so recht die ungeheure Spannkraft ihrer Seele, denn jetzt verjüngte sie sich

zusehends wieder, trotz der körperlichen Anstrengungen, die ihr die Pflege auferlegt hatte, nur weil ihr Herz sich wieder freuen konnte.

So verging wiederum eine Spanne Zeit, 1896 wurde das vierte Enkelkind, Hanna Lilly Schöllhorn geboren, im folgenden Jahr wurde ich konfirmiert, und 1898 begleiteten mich die Eltern nach Genf, wo ich meine Pensionszeit zubrachte. Zwischen hinein fielen jeweilen herrliche Ferientaufenthalte, zuerst noch einmal auf Rigi-Felsentor, dann zweimal am Brienzersee in Bönigen und dann in Merligen am Thunersee, wo ich mit den Eltern von Genf aus zusammentraf. Wie schön war auch jene Weihnachtszeit, als ich nach Hause kommen durfte, und in Olten zu meiner freudigen Ueberraschung beide Eltern fand, die mir entgegengekommen waren. Als wir dann zu Hause ankamen, sah ich von weitem schon Christbaumkerzen aus dem Fenster meines Stübchens entgegenschimmern. In solchen sinnigen Ueberraschungen war Mutterchen ein Meister, da bekundete sich ihr poetisch veranlagtes Gemüt; auch viele Gedichtchen stammen von ihrer Hand und legen Zeugnis ab von dem überaus tiefen, seelischen Erleben aller Ereignisse, die an ihr vorübergingen. Im Frühjahr 1899 kehrte ich für ganz nach Hause zurück. Bald zeigten sich nun bei Vater Spuren eines Leidens, das sich teilweise noch von jenen Anfällen während seiner Krankheit im 1894 herleitete, teilweise aber auch mit Alterserscheinungen zusammenhing. Es äußerte sich in Zuständen völliger Bewußtlosigkeit, die nicht lange andauerten, aber zeitweise sich häufig wiederholten. Oft mußten wir befürchten, daß Vaters Leben zu einem plötzlichen Abschluß kommen könnte, und doch durfte er von unserer Angst nichts fühlen, denn dadurch wäre er reizbar und verstimmt geworden. Da verstand es wieder die Mutter am besten, den Vater mit Liebe und Sorgfalt zu umgeben, ohne ihn zu schmälern in den Genüssen, die ihm noch erreichbar waren. Oft ließ sie ihn ziehen mit einer wahren Seelenangst im Herzen, wenn er den Kreis seiner Freunde aufsuchen wollte, wo er seines witzigen Geistes wegen immer noch ein gern gesehener Gast war.

Schon manche Blicke hatte der Tod im weiten Familienkreis gerissen; nun erlag im Jahre 1900 auch Vaters Bruder Jean einem Herzleiden, das ihn vor längerer Zeit schon heimgesucht hatte. Einige Jahre vorher hatten beide Brüder die Leitung der Seifenfabrik in

jüngere Hände gelegt; Vater hat es zwar nie über sich vermocht, die Arbeit im Geschäft ganz nieder zu legen, immer fand er etwas zu tun, und die alten Arbeiter, die während langer Jahrzehnte mit ihm zusammen geschafft hatten, zum Gedeihen des Ganzen, freuten sich immer herzlich, wenn er auch jetzt noch zu irgend einer Arbeit ihre Gesellschaft nicht verschmähte. —

Kurz nach Onkel Jeans Tod verlobte sich Schwester Marli mit Peter Hans, Onkel Emils ältestem Sohn, und nachdem im Juli bei Schöllhorns das fünfte und letzte Kind, Elise Frieda, erschienen war, fand am 11. Oktober Hans und Marlis Hochzeit in Dachsen am Rheinfall statt. Noch eine herrliche Zeit verlebte ich im Elternhaus, bevor auch ich mich im Frühjahr 1902 mit Paul Buchmann verlobte. Im darauffolgenden Sommer wurde Hans und Marlis Ältester, Hans, geboren, und am 16. Oktober nahm ich Abschied von der lieben Klause, um meinem jungen Ehemann in unser Heim im Schanzengarten zu folgen.

Nun waren die Eltern wieder allein wie damals, als sie eben erst ihren Hausstand gegründet hatten; auf ihren Häuptern lag wohl der Schnee des Alters, aber im Herzen drin schlug es noch warm, weil die alte Liebe dort wohnte. Im Lauf der Jahre waren aber doch zu viel Ereignisse über die Mutter dahin gegangen, als daß sie sie alle hätte verarbeiten können, wie es ihr intensives Gemütsleben erforderte. Ihre Seele ist mir oft vorgekommen wie eine Harfe, deren Saiten erzittern, sobald nur ein Windhauch darüber hinwegstreift; so mußte es kommen, daß eines Tages diese Saiten verstimmt waren, und daß es lange Zeit brauchte, bis sie wieder alle in Harmonie klangen. Im Frühling 1903 erkrankte Mutter an einer leichten Influenza, doch bald zeigte sich auch, daß das ganze Nervensystem total erschüttert war, was sich in Schlaflosigkeit und nach und nach in furchtbaren seelischen Angstzuständen äußerte. Die einzige Wohlthat, die wir ihr erweisen konnten, war die, ihr Verständnis entgegenzubringen für alle die Qualen, die ihr Herz so schwer bedrängten. Wie gern hätten wir eine Mauer von Liebe um sie her errichtet, als Schutz gegen all die bösen Geister, aber wir konnten nur beten und hoffen, daß sie siegreich aus dem Kampfe hervorgehe. Wie ist uns da der liebe Vater vorangegangen, mit unverwüßlichem Glauben an eine bessere Zukunft für seine geliebte

Frau und sich selbst. Und seine Bitte wurde ihm erfüllt, nach drei Jahren des Leidens hatte sich Mutter wieder erholt, und es war, als ob ihre Seele emporgetaucht wäre aus einem Jungbrunnen, so hatte sie sich wieder freuen gelernt an allem Guten, das ihr beschied war.

Am Sylvester 1906 wurde uns selbst das erste Kind geboren, unser Carl Gerhard. Wie hat sie da an unserem Glücke teilgenommen, denn lange schon hatten wir uns nach einem Kind gesehnt und sie hatte uns immer getröstet mit der Prophezeiung, daß unser Wunsch erfüllt werde, sobald sie ganz genesen sei. Nun genossen wir zusammen die Freude, den Kleinen sich entwickeln zu sehen; wie wenn es gestern erst gewesen wäre, so sehe ich sie vor mir, wie sie dem Bübchen frische Blumen aufs Kissen legte, als man ihn zur Taufe in die Kirche trug, angetan mit dem Kleid, das sie einst gestickt hatte. Im folgenden Sommer, am 2. August 1907, wurde bei Hans und Marli Sträuli der zweite Sohn, Emil, geboren, der unserem Gerhard ein treuer Freund geworden ist.

Mit wehmütiger Freude gedenke ich der schönen Zeit, die nun folgte. Schon zwei Jahre nach unserer Hochzeit hatten uns die gütigen Eltern ein Häuschen in ihrer Nähe gebaut, und so verging kein Tag, an dem wir uns nicht sahen. Auch Schwester Marli wohnte seit kurzem in ihrem neu erbauten Haus im Sulzberg, und so konnten wir Mutter immer beistehen, wenn Vaters hie und da wiederkehrende Anfälle sie in Sorge versetzten. Im ganzen aber waren es Jahre des Sonnenscheins, die uns die vorangegangenen, bösen Zeiten der Krankheit und Sorge ganz vergessen ließen. Beide Eltern waren verhältnismäßig noch rüstig; so pflegten sie im Sommer und Herbst wenn möglich jeden Abend einen Spaziergang aufs Bäumlü zu machen, um dort ihr Abendessen einzunehmen. Unvergeßlich sind uns allen auch die schönen Abende im Elternhaus, wenn der Vater seine Schwiegeröhne zu einem gemüthlichen Faß aufbot; und wie glücklich waren die Kinder, wenn sie das Großmütterchen zu sich einlud, denn so wie sie verstand niemand mit ihnen zu spielen und fröhlich zu sein, und Großvaters schaurige Geschichten vom „Saperdie“ im Regenwasserfaß waren ebenfalls sehr beliebt. Im Jahre 1910 hatte sich unser Töchterchen Marianne Ingeborg eingefunden, von Großvater sehr mit Recht das „Wyber-

völkli“ genannt. Ein Bild aus 1911, das die beiden Großeltern inmitten ihrer vier jüngsten Enkel zeigt, redet deutlich von jenen schönen Tagen. Es war der Abendsonnenschein, der dem Zusammensein der Eltern noch einen so warmen Glanz verlieh. Schon im Sommer 1910, kurz vor Mariannes Ankunft, war Vater sehr ernst erkrankt an einem Ischiasanfall, der ihn drei Wochen ans Lager fesselte. Im Herbst 1911 traten seine Anfälle mit großer Heftigkeit auf, sodaß wir sein nahes Ende befürchteten, doch erholte er sich wieder, bis dann am Vortag 1913 seine letzte Krankheit ihn erreichte. Erst waren es sehr heftige Schmerzen im Rücken, die wir für rheumatisch hielten, sodaß wir noch an keine Lebensgefahr glaubten. Am 13. Oktober starb dann Vaters Bruder Werner, der ihm bis jetzt noch ein getreuer Weggefährte gewesen war. Vater hat aber die Todesnachricht nicht mehr vernommen, denn kurze Zeit später, am 19. Oktober, dem Tag seiner goldenen Hochzeit, wurde sein Zustand so ernst, daß wir alle nun auf den Abschied gefaßt waren. Mit eindringlicher Bestimmtheit sagte uns Mutter aber voraus, daß Vater erst am 30. Oktober von uns gehen werde; dies war der Tag, da sie vor 50 Jahren von der Hochzeitsreise in ihr Heim eingekehrt waren. So kam es denn auch, zehn Tage noch dauerte die Reise für den müden Wanderer, bis er sein Ziel erreicht hatte. Meistens lag er in tiefem Schlummer, nur wenn er Mutters liebe Stimme hörte, kehrte das Bewußtsein auf einen Augenblick zurück, um ihn gleich wieder zu verlassen. Unvergesslich ist mir das Bild, wie er auf seinem Lager ruhte, schwer atmend, oft, als ob er auf seiner Wanderung durchs dunkle Tal eine mühsame Strecke durchmessen müßte, dann wieder ruhevoll lächelnd, als ob ihm das nahe Ziel entgegenwinkte. Draußen fielen die gelben Blätter von den Bäumen und die Natur redete von Sterben und Vergehen. Wie Mutter am letzten Abend noch seine Hand nahm und ihn fragte: „Kennst du mich noch?“ da sprach er deutlich: „Wie sollte ich dich nicht kennen, du bist doch mein guter Kamerad.“ Das waren seine letzten Worte, dann kam der Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte, und am 30. Oktober mittags zwölf Uhr hatte er ausgeatmet. Am Allerheiligentag wurde er zur Ruhe bestattet. Ich war bei Mutter zurückgeblieben und zusammen verfolgten wir mit unseren Blicken den französeschmückten Wagen, der die irdischen Ueberreste

unseres teuren Entschlafenen nach der Kapelle am Walbrand brachte, wo sie dem Feuer übergeben wurden.

Still und gefaßt trug Mutter ihr Leid, wohl im Gedanken, daß es ihr vielleicht bald vergönnt sei, dem treuen Gefährten nachzufolgen. Nur in den ersten Nächten, da ich bei ihr schlief, hörte ich sie einige male wie sie Vaters Namen rief, dann fürchtete ich mich jedesmal vor ihrem Erwachen, weil sie dann zum Bewußtsein kam, daß er ihrer ja nicht mehr bedürfe. Am Sylvester desselben Jahres, zwei Monate nach Vaters Heimgang, kam unser Breneli zur Welt, und fast hoffte ich, daß die Gegenwart des Kindleins ihr zum Trost würde, daß sie sich vergessen könnte bei seinem holden Anblick. Doch es mußte anders kommen, beinahe von dem Tage an, da Mutter der Sorge für mich ledig geworden war, senkten sich die dunklen Schleier der Schwermut immer tiefer auf ihren Geist, und wie vor zehn Jahren brachen ihre körperlichen und seelischen Kräfte ganz zusammen. Jetzt war aber der Vater nicht mehr da, dessen trostbringende Gegenwart immer geholfen hatte, ein wenig Licht in das Dunkel zu bringen; nun mußten wir Kinder allein kämpfen, um den Geist der Mutter wieder loszurufen aus der Nacht der Zweifel und seelischen Qualen. Als in den letzten Tagen des Juli 1914 der furchtbare Krieg losbrach, dessen Ende sie nicht mehr erleben sollte, da gingen alle die welterschütternden Ereignisse an ihr vorüber ohne sie zu berühren, denn ihr ganzes Sinnen und Denken war nur nach Innen gerichtet und kämpfte mit aller Macht um Ruhe und Klarheit. Gegen das Frühjahr 1915 besserte sich ihr Zustand allmählich, da beschloßen wir, wieder einmal die herrliche Gegend des Vierwaldstättersees mit ihr aufzusuchen, denn lange hatte sie die Heimat nicht mehr verlassen, da der Vater während seiner letzten Lebensjahre das Reisen nicht mehr ertragen konnte. Um alle wehmütigen Erinnerungen an frühere Ferienzeiten in Vaters Gesellschaft zu vermeiden, wählten wir das idyllisch gelegene Hertenstein für unseren Aufenthalt mit der Mutter. Mein Mann begleitete uns für die ersten zehn Tage und ich war recht froh, wenn er mir half, die oft noch trüben Stimmungen der Mutter zu zerstreuen. Nachher mußte er wegen Militärdienst abreisen, doch jetzt heiterte sich Mutters Gemütszustand zusehends auf und ich durfte herrliche Stunden mit ihr erleben, wenn ich sah, wie die

Freude am Dasein in ihr wieder erwachte. Sieben schöne, unvergeßliche Wochen haben wir am lieben Bierwaldstättersee zugebracht, dann ging es wieder der Heimat zu und ein stiller Winter zog ins Land. Immer sehe ich sie noch an ihrem Fensterplatz, wie sie mit einer feinen Handarbeit beschäftigt war, um sich die Zeit zu kürzen; jedem von uns drei Kindern hat sie noch solch ein selbstgeschaffenes Andenken hinterlassen. Sie und da wollte es uns scheinen, daß sie öfter als sonst sich niederlegen mußte um zu ruhen; und an ihrem Geburtstage sagte sie zu jemandem in ihrer Umgebung mit aller Bestimmtheit, sie fühle, daß sie dieses neue Lebensjahr nicht mehr vollenden werde.

Im Frühjahr erkrankte unsere Marianne an Diphtherie, und zur gleichen Zeit mußte sich Gerhard einer Blinddarmoperation unterziehen. Da er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, ehe wir ihn wegen der Ansteckungsgefahr zu Hause empfangen konnten, nahm ihn das allzeit hilfsbereite Gottel bei sich auf und verpflegte ihn aufs liebevollste. Wir beschloßen, zur Erholung der beiden Patienten sobald als möglich zu reisen, und zu meiner großen Freude entschloß sich Mutterchen, uns zu begleiten. Unsere Wahl fiel diesmal auf das herrlich gelegene Hotel Münaiphorn in Flüeliranst, der Heimat des Bruders Klaus. An einem herrlichen Sommertag traten wir die Reise an; ich sehe noch, wie Mutter nach ihrer lieben Gewohnheit durch alle Zimmer der Klaus ging und Abschied nahm, nicht ahnend, daß ihr Weg sie nicht mehr zu ihr zurückführen werde. Mein Mann, der zum Militärdienst ins Tessin reisen mußte, begleitete uns bis nach Sachseln; als wir uns von ihm trennten, war mir bang zu Mute, ich wußte nicht weshalb. Während der Wagenfahrt nach Münaiphorn freute sich Mutter kindlich über die herrliche Natur, die sich vor unseren Augen ausbreitete, und sie machte allerhand schöne Pläne für unseren Aufenthalt, der sich über mehrere Wochen ausdehnen sollte. Merkwürdigerweise konnte sie aber von der ersten Nacht an den Schlaf nie recht finden, und bald verursachte ihr auch das Gehen große Mühe, sodaß ich nach einigen Tagen in große Besorgnis um ihren Gesundheitszustand geriet. Zuletzt willigte sie ein, daß ich ärztlichen Rat zuzog, und da dieser daraufhin lautete, Münaiphorn zu verlassen, weil da die Luft anscheinend doch zu anregend sei für ihr sehr

geschwächtes Herz, so beschloßen wir, in aller Eile unser liebes Hertenstein wieder aufzusuchen, da wir hofften, damit denselben Erfolg zu erringen, wie beim leptjährigen Aufenthalt. Gewiß war Mutters Herz damals schon bewegt von Todesahnungen, denn als wir in Luzern ankamen, sagte sie zu mir, daß sie in den nächsten zehn Jahren wohl nicht mehr hieher käme. Mit aller Gewalt setzte ich mich zur Wehr gegen die trüben Gedanken, und als wir endlich bei strömendem Regen in Hertenstein anlangten, und sich Mutter in ihrem heimeligen Zimmer so wohl zu fühlen schien, atmete ich wieder auf und schöpfte neue Hoffnung. Nur eines wollte mir nicht gefallen, während den ganzen langen Nächten hörte ich Mutter im Schlafe reden, und ging ich dann nach ihr zu sehen, so hatte sie Mühe, mich zu erkennen. Am Sonntag den 16. Juli war ich fast den ganzen Tag mit ihr allein, um ihr Ruhe zu verschaffen, hatte ich die Kinder fortgeschickt. Da redete sie mit mir zum erstenmal vom Tode, daß er vielleicht nicht mehr fern sei; und als sie sah, wie mich der Schmerz übernehmen wollte, tröstete sie mich mit liebevollen Worten, wie es nur eine Mutter tun kann, indem sie darauf hinwies, wie wir Kinder ihrer nun nicht mehr so sehr bedürften, und wie wir ihr das Glück gönnen sollten, mit ihm wieder vereinigt zu sein, der ihres ganzen Lebens Inhalt gewesen. So führte sie mit ihrer weichen Mutterhand mich noch selbst auf den Weg, der mir lange vorher schon als undurchdringlich dunkel erschienen war, den Weg, auf dem wir uns für dieses Leben trennen sollten. Am folgenden Morgen schon, als ich an ihr Lager trat, sah ich mit unumstößlicher Gewißheit, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen war. Wirklich trat kurz nachher eine so heftige Herzschwäche ein, daß ein zufällig im Hotel anwesender Arzt riet, ihre Angehörigen sogleich herbeizurufen. Wie ich an ihrem Bette saß und den mühsamen Atemzügen lauschte, glaubte ich nicht, daß sie den Abend noch erleben würde. Dann kamen die Schwestern, und wie durch ein Wunder fing Mutter an, sich zu erholen, sodaß ich mich wieder an die Hoffnung klammerte, sie doch noch behalten zu dürfen. Doch bald ging mir die Gewißheit auf, daß uns nur eine kurze Frist noch vergönnt sei, als Mutter mit ihrer klaren Stimme wie aus einem Traum erwachend sagte: „In einer Woche werde ich nicht mehr bei euch sein.“ Die letzte Liebestat, die sie

uns Kindern erweisen konnte, sollte die sein, daß sie uns den Tod in einem andern Lichte zeigte, als er uns bisher erschienen war; nicht mehr als trennende Schranke zwischen den Lebenden und denen, die gewesen sind, sondern als Brücke, die uns mit dem Ueberirdischen verbindet. So konnten wir die Trauer nicht Herr über uns werden lassen, wenn sie uns immer wieder tröstete, daß sie stets um uns sei, auch wenn sie unserem Auge entschwinde; und der wahrhaft verklärte Ausdruck in ihren Zügen sprach so deutlich, daß ihr Geist schon einen Teil der Herrlichkeit erschaut, die ihr Lohn sein sollte nach all den Freuden und Leiden ihres irdischen Daseins. Am 19. Juli abends saß ich bei ihr, ihre Hand in der meinen; ich dachte an ihren Lieblingspsalm: „Der Herr ist mein Hirte“ und sah, wie sie allmählich in Schlaf versank. Einmal noch sagte sie leise: „Es wird dunkel“, doch es war nur der letzte irdische Schlaf, der ihre Augen umfiel, in ihrem Gesicht leuchtete schon ein Licht aus der Ewigkeit. Dennoch glaubte ich nicht, daß das Ende so nahe sei; ich legte mich zu kurzer Ruhe, aus der ich morgens früh aufschreckte, als die Pflegerin mich leise weckte mit den Worten, daß Mutter vor einer Stunde für immer entschlafen sei, ohne noch einmal ein Lebenszeichen von sich zu geben, seit ich sie nach Mitternacht verlassen. So war es also geschehen; unsere Mutter war nicht mehr! Trauernd, und doch nicht verzweifelnd umstanden wir das Lager, auf dem sie ruhte, mit dem hoheitsvollen Ausdruck des Ueberwindens in den stillen Zügen. Unvergeßlich ist uns allen jener Tag, wo wir drei Schwestern zum letztenmal um sie vereinigt bei ihr saßen, während der herrliche See, den sie stets so geliebt, mit seiner Bläue zu den Fenstern hereinleuchtete. Am andern Tag in aller Frühe fuhren wir mit ihr der Heimat zu, und die Klausnerin, deren Los es geworden, daß sie ihre Laufbahn fern von dem Orte beschließen sollte, wo sie gelebt und gewirkt, sie kehrte ins stille Haus zurück, das sich ihr zu Ehren nochmals mit Blumen schmückte wie zu Zeiten der Freude. Am Maria-Magdalenenstag, dem Todestag ihres vorangegangenen Kindes, wurde auch ihre irdische Hülle dem Feuer übergeben, und wenige Tage später bestatteten wir ihre Asche an dem gleichen Ruheplatz, wo sich die Urnen des Vaters und der Geschwister befinden. Sie selbst hatte gewünscht, daß kein Denkmal die Stätte schmücke, wo sie die letzte

Einkehr halten wollte. Nun ruht sie, vereinigt mit dem Gefährten ihres Lebens, umgeben von der Liebe und Dankbarkeit ihrer Kinder; ihre fröhlichen Enkel spielen über den Rasen, und in dem schlichten Rosenbäumchen, das ihre Grabstätte ziert, singt an schönen Sommerabenden eine Amsel ihr Schlummerlied. — Ihre Werke aber folgen ihnen nach. —



25. März 1923 :: F. B.-St.